

Ökumenische Gesten im Katholizismus der Gegenwart

Ökumenische
Gesten im
Katholizismus
der
Gegenwart

Alberto Melloni

Aus der überaus reichen Historiographie der ökumenischen Bewegung im 20. Jahrhundert wird ersichtlich, dass es zum existentiellen Kern dieses generationenlangen Weges wurde, die Tiefe des „fundamental disagreement“ auszuloten, welches die Kirchen noch immer voneinander trennt. Bestehende Unterschiede waren als unvereinbar mit der Glaubenswahrheit beurteilt worden, und dieses Urteil war dann durch feierliche kirchliche Akte bekräftigt, durch theologische Systeme befestigt und durch Verurteilungen besiegelt worden. Die daraus resultierende gegenseitige Verweigerung der Anerkennung machte jeden Dialog unmöglich. Ebendiese Differenzen wollte nun die ökumenische Bewegung mittels einer ehrlichen und respektvollen theologischen Auseinandersetzung untersuchen. Die Suche nach einer sichtbaren Einheit in Gemeinschaft diktierte eine unpolemische Beurteilung der Natur solcher Differenzen sowie die Überprüfung der Grenzen der Komplementarität zwischen legitimen Ausdrucksformen des einen Glaubens.¹

Die Position der römisch-katholischen Kirche hat hier im Laufe des 20. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Entwicklung genommen², bis schließlich Johannes XXIII. mit der Errichtung eines Einheitssekretariats im Herzen der römischen Kirchenleitung eine unwiderrufliche ökumenische Verpflichtung dokumentierte. Diese wurde dann auf weltkirchlicher Ebene durch das Dekret *Unitatis redintegratio* vom Zweiten Vatikanischen Konzil formell bestätigt.³ In den wiederholten nachkonziliaren Bekräftigungen dieser Verpflichtung durch die Autorität der Päpste darf man wohl ein Paradigma (bzw. ein Gleichnis) der Rezeption dieses Konzils sehen. Echten Fortschritt in Richtung der Einheit brachten einige entscheidende Schritte – das *Tomos agapis*, das BEM, das ARCIC I und die Augsburger Vereinbarung⁴. Gleichzeitig lösten diese Schritte auch gegenläufige Reaktionen aus. Oft (und nicht nur auf römischer Seite) wurde so gehandelt und argumentiert, als bestünde das ökumenische Engagement allein im theologischen Dialog, mit der Folge, dass sich der ökumenische Weg durch die Auswahl der beteiligten Theologen und durch eine entsprechende Überprüfung ihrer Worte, Schriften, Lehren und Kommentare beschleunigen bzw. verlangsamen ließ.

Nun aber wird seit vielen Jahren der Ökumenismus auch von einem anderen Faktor mitbestimmt, nämlich von den Gesten, in welchen die römisch-katholische Kirche eine ihr eigene Sichtbarkeit gewinnt. Wichtig ist diese Ebene im Hinblick sowohl auf die lange Geschichte der zwischenkirchlichen Beziehungen als auch auf die heutige geschichtlich-politische Dimension, weil ja Gesten einen wesentli-

chen Bestandteil der christlichen Tradition bilden: Im Gottesdienst und in Akten der Kirchenleitung anerkennt und ritualisiert das Christentum Bewegungen, Körperhaltungen und innere Haltungen. Folglich bieten Gesten die Möglichkeit, auf allen Ebenen in der Kirche bedeutsame Botschaften und Signale im Sinne eines Engagements für die Einheit der Christen auszusenden, und dies umso mehr, als das Informationssystem nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr Wert auf Bilder und Gestalten, nicht nur auf Texte und Stimmen, gelegt hat. Im Bereich der (im weiten Sinne des Wortes) politischen Kommunikation wurde die Geste zu einer Art Gegenprobe, welche die Handlungen einer Regierung bestätigt bzw. ihnen widerspricht oder diese sogar verursacht. Die Eigenart der ekklesiologischen Struktur des Katholizismus und die steigende Überexponiertheit des Papstes in den Medien während des ganzen Jahrhunderts haben einige seiner ökumenischen Gesten auf ganz besondere Weise hervorgehoben. Während nun einige Kommentatoren dies als „Änderung“ bewerten, die auch für die ekklesiologische Begrifflichkeit Folgen haben müsse, meinen andere, hierin lediglich die Metamorphose einer Macht zu beobachten, die bereit sei, den Preis der Modernisierung zu bezahlen, um den eigenen Fortbestand zu sichern.

Gesten der Trennung

Um die ökumenischen Gesten richtig zu verstehen, muss man sie sowohl von ihrem Gegenteil als auch von ihrem gesteckten Ziel unterscheiden. Zunächst lässt sich feststellen, dass die ökumenischen Gesten das ganze Repertoire von feindlichen Gesten durchkreuzen, welche die Geschichte der Trennungen unter Christen markiert hatten.

Solche Gesten sind ja keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Man findet sie in allen Phasen der Trennung, und ihre performative Macht erschließt ein kollektives Bewusstsein. Dies gilt in gleicher Weise für das Zeremonielle eines Konzils wie für die ausdrucksvollen Gesten (einige davon legendär), die eine päpstliche Verurteilung und Exkommunikation begleiteten. Das feierliche Deponieren einer Bulle auf dem Altar, das Ausblasen der Kerzen, die Fackelzüge des Volkes – all dies gehörte zur Choreographie des Verlustes der Gemeinschaft in der Wahrheit. Auch in neuerer Zeit war der Fuß Pius' IX. auf „diesem Dickkopf“ – d.h. dem „schuldigen“ Patriarchen Yusef, der nicht bereit gewesen war, bei der Abstimmung über die Unfehlbarkeit beim Ersten Vatikanischen Konzil sich der Mehrheit passiv anzuschließen⁵ – das sprechende Zeichen des Machtwillens des römischen Papstes. Für Nichtkatholiken war diese Geste unverzeihlich, für Katholiken dagegen war sie eher erwartet und lobenswert.

Neu war in der römisch-katholischen Kirche des 20. Jahrhunderts, dass einige Gesten auf höherer hierarchischer Ebene zum feierlichen und unwiderruflichen Anlass wurden, die Gemeinschaft, die *in dialogo* noch immer fern lag, als *de facto* existierend zu beschwören. Es gibt keine Aufstellung von solchen Gesten, auch nicht von deren Parallelen und Vorwegnahmen in der Geschichte der öku-

menischen Bewegung in anderen Konfessionen. Desgleichen fehlt eine Aufstellung der ökumenischen Gesten an der Basis.⁶ Aber selbst wenn man keine ausführliche kritische Vorgeschichte schreiben kann, können doch einige Bereiche und Orte aufgezählt werden, wo die Möglichkeit einer Gemeinschaft zwischen Christen erlebbar wurde. Es wird zum Beispiel oft behauptet, die Erfahrung von Kriegen habe es den getrennten Christen ermöglicht, im Leiden einander zu begegnen; Soldaten, getrennt im Glaubensbekenntnis, aber vereint durch die Niederlage, hätten einander in der Armut des gemeinsamen Gefängnisses getroffen. Obwohl solche Begegnungen auf dieser Ebene allgemeiner Feststellungen sehr bekannt sind und in den Erinnerungen vieler Gefangener und in zahllosen Episoden in Einzelbiografien dokumentiert sind, gibt es dazu keine umfassende Untersuchung. Vielleicht ist es unmöglich, eine solche Untersuchung zu verfassen; das gleiche gilt von den Leiden, die in den Gulags und in den Gefängnissen der kommunistischen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg von Christen unterschiedlicher (und nicht versöhnter) Konfessionen geteilt wurden. Man denke aber auch an die Überwindung der unionistischen Arroganz der Lateiner durch die zerbrechlichen autokephalen orthodoxen Kirchen auf dem Balkan, oder an die besondere Situation nach dem Zusammenbruch des ottomanischen Reichs.

Die Geste der Begegnung

Diese vage Sehnsucht nach der Einheit war also auch im Katholizismus anwesend. Ihre Vorgeschichte endet mit dem Pontifikat Johannes' XXIII., für den Gesten zu Werkzeugen eines öffentlichen und sichtbaren und eben deshalb unwiderruflichen Engagements wurden. Gerade das Sperrige eines unwandelbaren Verständnisses des Papstamtes, d.h. die institutionelle Kontinuität, die es innerhalb gewisser Grenzen einem Papst verbietet, die Positionen seiner Vorgänger zu modifizieren, erlaubte diesem Papst, „endgültige“ Gesten der Gemeinschaft zu setzen, die eine nunmehr unumkehrbare Verpflichtung zur Kommunion und zur Geschwisterlichkeit signalisierten.

Die Gesten Johannes' XXIII. sind Gesten der Begegnung. In seinen Augen galt diese nicht als Vorbedingung oder Präludium, dem ein Dialog auf theologischer Ebene folgen sollte. Vielmehr war Begegnung für ihn die Entdeckung eines schon existierenden Zustands und das Bekenntnis, dass Gottes Gabe „Vaterschaft und

Der Autor

Alberto Melloni studierte Geschichte an der Universität Bologna; Promotion in Religionsgeschichte 1988. Er ist Professor an der Universität Rom (Roma 3). Seine Fachgebiete sind die Geschichte des Christentums, Religionsgeschichte und die Geschichte der christlichen Hagiographie. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift „Cristianesimo nella storia“. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen zur modernen Kirchengeschichte, über Johannes XXIII. und das Zweite Vatikanische Konzil. Er ist Herausgeber der italienischen Ausgabe von Giuseppe Alberigo „Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965)“, deutsche Ausgabe: Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1997ff. Anschrift: Via Crispi 6, I-42100 Reggio Emilia; E-Mail: Alberto.melloni@tin.it.

Geschwisterlichkeit“ vereine, wie er am Abend des 11. Oktober 1962 bemerkte.⁷

Die Quelle seiner Haltung ist nicht auf der Ebene der Ideen, etwa in einer militanten ökumenischen Bewegung, zu suchen.⁸ Erst im Jahre 1925, da Roncalli als Apostolischer Visitator nach Bulgarien ausgesandt wurde, wurde für ihn die Trennung unter den Christen eine Erfahrung, die nach einer Deutung verlangte. Während seiner Zeit in Sofia und Istanbul, wo er zwischen 1935 und 1944 als Apostolischer Legat unweit des Phanar sowie des armenischen Patriarchats residierte, erwog Roncalli die Notwendigkeit eines Ökumenismus, der mehr wäre als Auseinandersetzung und theologischer Dialog. Mehrmals besuchte er die orthodoxe Synode in Bulgarien; zweimal in Istanbul lud er die Metropoliten der Schwesterkirchen und den Großrabbiner zu gemeinsamen Feiern anlässlich der Beerdigung Pius' XI. und der Wahl Pius' XII. ein.⁹ Roncallis Verständnis von Gesten stammt aber auch nicht von einem „spirituellen“ Ökumenismus à la Pater Dumont, dessen Beitrag (wie Etienne Fouilloux gezeigt hat) gerade nicht zu den fruchtbarsten ökumenischen Ideen des 20. Jahrhunderts gehört. Roncallis Ökumenismus erschöpfte sich nicht in einem müßigen gefühlsmäßigen Pathos, das auf den St. Nimmerleinstag hinzielte.¹⁰

Sei es nun dank irgendeines Fragments ökumenischer Theologie, die zu erkennen vermochte, was die an Christus Glaubenden vereinte, sei es nun dank eines geistlichen Optimismus' mit Wurzeln in der Überzeugung, das Einigende sei qualitativ bedeutender als das Trennende – auf jeden Fall ergab sich bei Roncalli ein Gespür für Gesten der Begegnung. Als er das Land im Jahr 1934 verließ, versprach er, jeden Bruder aus Bulgarien, der an seinem Haus vorbeikäme, „mit den Armen eines Bruders und dem Herzen eines Freundes“ aufzunehmen, ohne zu fragen: „Bist du katholisch oder orthodox?“¹¹ Nach seiner Wahl zum Papst am 28. Oktober 1958 wurde diese verheißene Gastfreundschaft sichtbar und öffentlich.

Die gelebte Geschwisterlichkeit mit ihren Gesten gehörte zum Stil seines Pontifikats: Gesten den Armen (den Gefangenen und Kranken Roms), aber auch den Nichtkatholiken gegenüber. Die positive Resonanz, die solche ökumenischen Gesten in der öffentlichen Meinung fanden, ebnete wohl auch den Weg zur Errichtung des Sekretariats für die Einheit der Christen, vorgeschlagen und später geleitet von Kardinal Augustin Bea.¹² Hier darf man von einer Didaktik sprechen, deren wichtigste Momente ich kurz erwähnen möchte.

Der Empfang des orthodoxen Metropoliten Jakovos (Koukuozis) im März 1959 war eine einfache Geste. Der Augenblick war zwar ungünstig, da die synodalen Prozesse in Konstantinopel in einer kritischen Phase steckten.¹³ Trotzdem wollte der Papst auf diese Gelegenheit zur Kontaktnahme mit dem „Repräsentanten“ des Sitzes des Andreas nicht verzichten. Das Gespräch bei der Audienz war zwar nicht weltbewegend; laut Jakovos stellten sie aber fest, dass beide Seiten der getrennten Christenheit die gleiche Schuld für die Trennung zwischen Osten und Westen hätten. Immerhin wurde ein Signal an die Adresse beider Kirchen gesandt.

Auch die Audienz, die dem Erzbischof von Canterbury, Geoffrey Fisher, im Dezember 1960 gewährt wurde, hatte keinen besonderen Inhalt. (Der Erzbischof wurde vom „Osservatore Romano“ etwas undiplomatisch als „Dr. Fisher“ bezeichnet; seit mehreren Jahrhunderten hatten ja die Inhaber der beiden Bischofsstühle kein Gespräch mehr gehabt.) Diese Begegnung verdankte sich einem indirekten Vorschlag des Papstes, den er durch einen Dritten übermitteln ließ: Fisher solle die orthodoxen Oberhäupter in Sofia, Bukarest, Konstantinopel und Athen besuchen, und dann nach Rom kommen. Fishers Besuch änderte das Klima völlig.¹⁴ Da es keine Tagesordnung gab, konnte die Begegnung weder als „Erfolg“ noch als „Misserfolg“ bewertet werden. Wichtig für Fisher war die Tatsache, dass der Papst, der im privaten Gespräch unbefangen von einer Rückkehr gesprochen hatte, sich vom anglikanischen Mitbruder korrigieren ließ und erkannte, dass die Einheit ein Bedürfnis und ein Gebot für alle Christen sei. Für Roncalli war vor allem wichtig, dass die Begegnung der zwei Kirchenmänner gesehen und registriert wurde.¹⁵

Solche kleinen Gesten der Begegnung müssen im Zusammenhang der großen Geste des Konzils gesehen werden, welches am 25. Januar 1959 mit einer ausgesprochen ökumenischen Zielsetzung einberufen wurde. Schon vom Anfang an lud Johannes die anderen Kirchen zum „Mahl der Gnade“, zu einem gemeinsamen Bekenntnis zur Möglichkeit der Einheit, ein.¹⁶ Das Konzil sollte keine Untersuchung der Unterschiede in der Lehre unternehmen, auch keine Falle sein, die mittels des zur Schau gestellten päpstlichen Paternalismus die anderen Kirchen zwänge, sich der gefährlichen Umarmung zu enthalten. Die Audienzen bekräftigten diese Einladung, die dann - dank des Einheitssekretariats - zur Wirklichkeit wurde, trotz einiger Vorfälle in der Vorbereitungszeit des Konzils (1959-1962).

Bekanntlich waren es außerkirchliche, manchmal anscheinend zufällige Faktoren, die eine breite Anwesenheit von Beobachtern anderer Kirchen (einschließlich des Moskauer Patriarchats) bei der Eröffnung des Konzils ermöglichten; in den Augen des Papstes aber war dies der Beweis, dass Begegnungen ihre eigene Kraft besitzen.¹⁷ Für Johannes war das Konzil - wie die einzelnen Gesten - etwas an sich Sinnvolles. Die Geste wagt nämlich zu behaupten, dass die Gemeinschaft möglich sei als Voraussetzung der Geschwisterlichkeit und der Treue, nicht nur als Vorbereitung auf einen theologischen Dialog. Anlässlich Johannes' letzter Geste - seinem Tod am 3. Juni 1963 - wurde dies dann sichtbar in dem ökumenischen Wunder einer Zustimmung ohne Triumphalismus.

Die liturgische Geste

Paul VI. wurde gewählt, um Johannes' Konzil fortzusetzen. Unter ihm zeigten die Gesten eine gewisse Autonomie in ihrem Verhältnis zum Konzil; ihr Ziel und ihre Bedeutung wurden größer. War Roncalli der gelassene Architekt der Begegnung als einer theologisch relevanten Handlung, so war Montini der leidenschaftliche

Benutzer der Geste als Werkzeug des ökumenischen Dialogs.¹⁸ Für ihn bedeutete die Geste nicht nur die Aufnahme des Anderen in seinem faktischen Anderssein, sondern darüber hinaus auch die Anerkennung des Anderen gerade als Christen. Der Dialog, der bis zu einem gewissen Grad von der Unüberwindlichkeit der Differenzen absieht, wird in der ökumenischen Geste geboren. Hier führt Montini ein zusätzliches Moment ein: das Geschenk. Dieses typische Element päpstlicher Audienzen wird zur starken und beredten Geste, gerade weil das Geschenk auf den theologischen Horizont hinweist.

Diese Neuerung wurde zum ersten Mal Anfang Januar 1964 bei der Begegnung zwischen dem Papst und dem Patriarchen von Konstantinopel in Jerusalem eingeführt. Ökumenisch bedeutsam war nicht nur die Entscheidung Pauls VI., trotz aller ungelösten theologischen und politischen Komplikationen die erste päpstliche Pilgerfahrt ins Heilige Land zu unternehmen, sondern mehr noch die Entscheidung des Athenagoras, nach Jerusalem zu reisen, um dort den römischen Papst zu empfangen und mit ihm zu reden. Die bedrohlichen Vorbehalte, besonders auf griechischer Seite, waren beiden Gesprächspartnern bestens bekannt. Athenagoras aber umging dieses Problem mit souveräner Eleganz; auf die Frage der Journalisten, ob „die Theologen“ mit dieser Begegnung einverstanden seien, antwortete der Patriarch: „Das weiß ich nicht, weil es ja so viele Theologen gibt. Was ich aber weiß, ist, was die Theologie erklärt - nämlich, dass es mehr als nur eine einzige Theologie gibt.“¹⁹

Da man von der geschärften Aufmerksamkeit der Beobachter wusste, bemühte sich das Protokoll der Begegnung, jeden Schein einer Nachgiebigkeit oder Schwachheit dem jeweiligen Gesprächspartner gegenüber zu entkräften.²⁰ Bei der Begegnung aber, fern dem „öffentlichen Auge“ der Fernsehkameras und der Reporter, fielen alle Vorsichtsmaßnahmen weg. Ohne zu zögern setzten die zwei Kirchenmänner jene liturgischen Gesten, die für das Neue Testament Zeichen der Gemeinschaft sind, d.h. den Friedensgruß und den heiligen Kuss. Diese Begegnung am 5. Januar 1964 war weit mehr als nur eine vereinzelte Episode. Sie war der erste Beweis, dass Gesten mehr bewirken und ausdrücken als Worte - selbst die freundlichen Worte des privaten Gesprächs zwischen Paul und Athenagoras.²¹

Athenagoras sprach von einer „Mit-Jüngerschaft“: Bei der Begegnung zwischen zwei Jüngern des gemeinsamen Herrn bestehe schon ein gewisses Maß an Einheit. Am Tag darauf, gleichsam als Bekräftigung dieser Einheit, geschah ein noch bedeutsamerer Austausch von Geschenken. Der Patriarch legte das Enkolpion, die Muttergottesmedaille, die in der orthodoxen Kirche die bischöfliche Würde signalisiert, um die Schultern des Papstes, während die anwesenden orthodoxen Gläubigen ganz spontan *Axios!* („Er ist würdig!“) riefen - wie im Ritual einer orthodoxen Bischofsweihe vorgesehen. Paul VI. schenkte Athenagoras einen Kelch für die Feier der Eucharistie; einige Tage später ließ der Patriarch Wein aus Patmos für die päpstliche Messe bringen.²² Diese Inszenierung der gelebten Einheit fand ihre abschließende Krönung und Deutung in der gemeinsamen Lesung aus dem 17. Kapitel des Johannesevangeliums, wobei jeweils ein Vers auf

Griechisch und ein Vers auf Lateinisch vorgelesen wurde. Der Patriarch von Konstantinopel war überzeugt, dass die katholische Konzilsversammlung einen Kairos bot, den man nicht vergeuden dürfe. Genau so war es dem römischen Papst ein dringendes Anliegen zu zeigen, dass man von der Sehnsucht nach dem gemeinsamen Kelch nicht mehr zurücktreten dürfe. Dabei thematisierte Paul VI. keine peripheren Unterschiede zwischen den beiden Konfessionen, sondern den zentralen Punkt. Das Ergebnis war zwar nicht die Verwirklichung der Interkommunion, aber doch die gemeinsame Anerkennung, dass ein Dialog der Wahrheit eben diesen Kelch als Ziel haben müsse.

Der Austausch von Geschenken zwischen Paul VI. und dem Erzbischof von Canterbury, Michael Ramsey, war nicht weniger bedeutsam. Ramsey begegnete dem Papst bei einer Reihe von Audienzen und gemeinsamen Gebeten während seines Aufenthaltes in Rom in März 1966. Dieses Mal erwartete man schon mehr als bei der Begegnung zwischen Roncalli und Fisher vor dem Konzil, und die inhaltlichen Fragen des Gesprächs waren wichtiger; auf dieser Ebene aber waren die Ergebnisse eher schwach. Der gute Wille allein reicht nicht, um solche Fragen - vor allem das Urteil Leos XIII. über die Ungültigkeit anglikanischer Weihen - zu lösen. Paul VI. erklärte unumwunden, das Problem katholischerseits sei, wie man eine nähere Gemeinschaft erreichen könne, ohne einer päpstlichen Entscheidung zu widersprechen, die zwar der Sache nach obsolet sei, doch immer noch als unveränderlich angesehen würde.²³ Auch in der folgenden Zeit ist keine richtige Lösung dieses Problems gefunden worden.

Der Austausch der Geschenke am Ende der Audienz ging viel weiter als alles, was man in Worten hätte mitteilen können, vielleicht sogar weiter als alles, was die ökumenischen Organe je hätten planen können. Ramsey schenkte dem Papst sein Brustkreuz, Zeichen der Bischofswürde des Gebers, die der Papst anerkannte, indem er sich ebendieses Brustkreuz auflegte. Seine Reaktion (wohl improvisiert) war das Geschenk seines eigenen Bischofsrings, gerade jenes Fischerrings, Zeichen der apostolischen Jurisdiktion, um welchen sich im Mittelalter eine breite symbolische Theologie gesponnen hatte.²⁴ Der Erzbischof legte ihn an - überrascht und verständlicherweise erwartungsvoll.²⁵

Auf das dunkle Hindernis der Worte Leos XIII. wollten die liturgischen Gesten das von Montini ersehnte „neue Licht“ werfen, um einen gangbaren Weg zu zeigen zwischen der Skylla einer nunmehr überholten Unwissenheit in Sachen Ökumene und der Charybdis eines bisher lähmenden Verständnisses des Lehramtes.

Eine dritte, besonders bedeutsame ökumenische Geste setzte der Papst am zehnten Jahrestag des Austausches des *Tomos agapis*. Keine Geste hatte jenen feierlichen Akt am 7. Dezember 1965 umrahmt, als der Sitz des Andreas am Phanar und jener des Petrus in Rom ihre gegenseitigen Exkommunikationen aufhoben. Einige Stimmen hatten zwar ein grandioses ökumenisches „Finale“ des Zweiten Vatikanischen Konzils vorgeschlagen (Msgr. Camaras Projekt war der Austausch von Vergebung und Versöhnung unter Katholiken, unter Christen, unter Glaubenden, und unter allen Menschen). Der Vorschlag des Metropoliten

Meliton von Hilioupolis, die Exkommunikationen des Jahres 1054 durch einen feierlichen und formellen Akt aufzuheben, wurde von den Theologen in eine gemeinsame Erklärung umgewandelt, da ein solcher Akt - oder eben eine solche Geste - dann durch die gemeinsame Eucharistie des Papstes und des Patriarchen, mit den orthodoxen Metropoliten und den katholischen Bischöfen, hätte gekrönt werden müssen. Im Jahr 1965 wagte Athenagoras nicht, die orthodoxe Einheit auf die Probe zu stellen. Hätte er die notwendigen Einzelschritte auf die Gemeinschaft hin versäumt, dann wäre aus den Bedenken des Maximos von Sardis, der in der ökumenischen Frage eine unzureichende Koordination mit den anderen orthodoxen Kirchen bemängelte, ein explosiver Konflikt geworden. Paul VI. seinerseits musste die Schläge der ungehorsamen Minderheit am Konzil erst noch verkraften, und niemand wollte ihn dazu ermuntern, gerade *in extremis* einen anderen Regierungsstil zu praktizieren als den, der ihn seit Beginn des Pontifikates inspiriert hatte. So wurde das *Tomos agapis* ein Text und ein Akt, keine Geste im strengen Sinn des Wortes.

Dieser Text, gegen Ende des Konzils in einer feierlichen Liturgie am Fest des in beiden Kalendern erwähnten hl. Ambrosius unterschrieben, widerrief die gegenseitigen Verurteilungen. Als Text ohne Geste hing er aber gewissermaßen in der Luft; er schuf ein merkwürdiges Verhältnis zwischen Orthodoxen und Katholiken - weder Exkommunikation noch Kommunion. Die Lehrverurteilungen waren sowohl das Ergebnis der Trennung als auch deren eigentliche Ursache; nach der Aufhebung dieser Verurteilungen mussten die Kirchen selber entscheiden, ob und wie sie die notwendige Reformarbeit unternehmen sollten, die vom Zustand der Nicht-Exkommunikation zur vollen Kommunion führen würde. So begann ein langer und schwieriger Prozess des Suchens in weiteren Begegnungen und Dialogen. Gerade vor diesem Hintergrund muss man die Initiative Pauls VI. sehen: Während einer Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle beugte er sich und küsste den Fuß des Metropoliten Meliton, der im Namen des Ökumenischen Patriarchen zusammen mit dem Papst dieser Feier vorstand.²⁶ Dieses Zeichen der Buße, diese Bitte um Vergebung war gleichzeitig die dramatische Verkehrung einer Geste, die das päpstliche Hofzeremoniell vom 8. Jahrhundert bis in das Pontifikat Pius' XII. hinein als Zeichen der Unterwerfung unter die päpstliche Hoheit von jedem verlangt hatte, der zur Audienz beim Papst zugelassen wurde. So wurde die Geste der Selbstdemütigung vor der obersten Gewalt zum Signal der päpstlichen Bußgesinnung und zum Zeichen der Hoffnung auf die Kommunion.

Gesten ohne Theologie?

Bei den Kirchenhistorikern und Theologen findet man nur oberflächliche oder sentimentale Beurteilungen dieser Gesten. Die Ergebnisse des ökumenischen Dialogs lassen die Gesten gleichsam zu pleonastischen Ergänzungen der allein entscheidenden Schritte, nämlich der theologischen Analyse und der Suche nach Übereinkünften, verblassen.²⁷ Es ist, als habe man die Frage eines großen Theo-

logen und herausragenden Beobachters der ökumenischen Bewegung, nämlich des Dominikaners Yves M.-J. Congar, ganz vergessen.²⁸ Bei ihm liegt kein Verdacht einer sentimentalen Annäherung an diese Sache vor. Sein erstes Urteil ist noch zögernd, vor allem in Bezug auf die Gesten Johannes' XXIII., die in Congars Augen das Wesen seines ganzen Pontifikats veranschaulichen. Angesichts der allgemeinen Zustimmung, die dem sterbenden Papst entgegengebracht wird, bemerkt Congar:

„Auf ein Mal sieht man das ungeheure Echo, welches dieser demütige und gute Mann hervorgerufen hat. Man sieht, dass er die religiöse und sogar die menschliche Karte der Welt tiefgehend verändert hat, einfach durch das, was er war. Sein Weg war nicht das Vorlegen großartiger gedanklicher Strukturen, sondern ein Weg der Gesten und des persönlichen Stils. Er sprach nicht im Namen eines Systems und dessen Legitimität und Autorität, sondern ganz einfach im Namen seiner eigenen Intuitionen, legitimiert durch ein Herz, das mit ein und demselben Schlag Gott gehörte und die Menschen liebte.“²⁹

Roncallis Gesten seien demnach eine Alternative zur intellektuellen Erklärung von Ideen, und gerade diese einzige und doppelte Bewegung der Liebe zu Gott und zu den Menschen – vom Papst eher „getan“ als „erklärt“ – habe dem Pontifikat als ganzem seinen erneuernden Charakter verliehen.

Congars Unbehagen wird viel stärker angesichts der Gesten Pauls VI. In seinem Konzilstagebuch notiert er am 4. Juni 1964 das Fehlen einer Theologie der ökumenischen Gesten des Papstes.³⁰ Eine solche theologische Deutung erscheint ihm aber unbedingt notwendig. In den nächsten Monaten wiederholt er diese Diagnose oft, zunächst in einem Gespräch mit Msgr. Poupard im Staatssekretariat. Wenige Monate nach der historischen Umarmung zwischen Athenagoras und Paul VI. in Jerusalem stellt Congar fest:

„Die Gesten des Papstes schaffen eine neue ökumenische Situation. Es fehlt ihnen aber die ekklesiologische Grundlage, deren sie bedürfen; man bräuchte eine Ekklesiologie der Kirche als Gemeinschaft der Kirche. Auch der liturgischen Bewegung fehlt die notwendige ekklesiologische Grundlage. Wir haben zwar Bewegungen, die Türen öffnen, aber wir arbeiten weiterhin mit einer doch recht mittelalterlichen Ekklesiologie oder einer solchen der Gegenreformation, die völlig unzureichend ist.“³¹

Diese These möchte Congar dem Papst selber mitteilen, um ihn vor der Leichtfertigkeit vollendeter Tatsachen zu warnen. In der Erwartung einer guten Gelegenheit dazu verfeinert er seine Diagnose, vor allem beim schwerwiegenden Eingreifen des Papstes in die Konzilsarbeit im November 1964, als Paul VI. die unfügsame Minderheit durch eine Konzession seitens der Mehrheit besänftigen wollte.³² Congar führt eine solche Handlungsweise auf eine lückenhafte Ekklesiologie zurück, die der ökumenischen Öffnung widerspreche. Am 15. November schreibt er: „Ein weiteres Mal stelle ich fest, dass der Papst kein ekklesiologisches Verständnis seiner großen ökumenischen Gesten hat.“ Congars These wird durch ein Gespräch mit einem der bestinformierten belgischen Theologen, Albert Prignon, Regens des Belgischen Kollegs in Rom, bestätigt: „Auch Prignon meint,

dass dem Papst ein ekklesiologisches Verständnis seiner großen ökumenischen Gesten abgeht. Er habe einmal gefragt: ‚Wie weit dürfen die Konzessionen den Orthodoxen gegenüber gehen?‘ ... Unter solchen Bedingungen ist der Dialog, menschlich gesprochen, eine Totgeburt!“ (17. November). Als ihm am 19. November klar wird, dass wegen der Bedenken des Papstes die Texte (einschließlich des Ökumenismusdekretes), die gerade im Konzil diskutiert wurden, modifiziert werden sollen, schreibt Congar:

„Der Ökumenismus wird in Frage gestellt. [...] Meine Reaktion ist heftig: Was war dann die Umarmung in Jerusalem – bloß eine Komödie? Der Papst würde also lediglich Gesten setzen, sonst nichts? Seine eigene Theologie wäre dann überhaupt nicht die seiner Gesten, sondern eine gänzlich entgegengesetzte. Man wird sehen. Vielleicht sollte ich solche Ideen nicht zu weit verfolgen. Dann denke ich, dass ich zu wenig bete; ich kämpfe nicht genug auf der geistlichen Ebene. [...] Man kann nicht leugnen, dass die Ereignisse des heutigen Vormittags eine Katastrophe für das ökumenische Klima bedeuten. Es ist ja klar, dass der Papst große ökumenische Gesten setzt, ohne dass eine theologische Deutung des konkreten Sinnes eben dieser Gesten dahinter stünde.“³³

Trotz seiner Bedenken bleibt Congar offen für eine mögliche Antwort auf seine Fragen, die er dann von P. Pierre Duprey, einem sehr aktiven Mitglied des Einheitssekretariats, am 14. September 1965 bekommt. Duprey hatte vom Erfolg der päpstlichen Botschaften in Russland erzählt, worauf Congar wiederholte: „Das Problem in meinen Augen ist, ob der Papst die Theologie seiner Gesten und Botschaften begreift.“ Dupreys Deutung der Situation sei aber „interessant und richtig“:

„Der Papst und Rom sollen, so sagt er, ruhig ihre Gesten setzen und ihre Botschaften schicken, auch wenn die Gedanken noch nicht auf diesem Niveau angekommen sind. Irgendwann kämen ja die Gedanken nach! Würde man heute in Worten die Implikationen dieser Gesten und Botschaften formulieren, dann müsste man damit rechnen, dass Rom vor einer solchen Formulierung der Ideen Angst hätte. Die Gesten werden eine Akzeptanz schaffen; schließlich wird man auch die Formulierungen akzeptieren können. Dies gilt übrigens nicht nur für Rom. Auch bei den Orthodoxen hinken die Theologen der tatsächlichen ökumenischen Situation hinterher. Auch bei ihnen wäre eine Periode der Akzeptanz auf Grund von konkreten Tatsachen wünschenswert.“³⁴

Im Licht dieser Deutung versteht Congar die Gesten in ihrer Vorläufigkeit als propädeutische und therapeutische Handlungen. Das Schweigen, das sie umhüllt, schaffe eine „implizite“ Grundlage, die morgen, nach der Erreichung einer Übereinkunft über die „Formulierungen“, explizit werden könne.³⁵ Die Unzulänglichkeit der Gedanken, besonders auf der höchsten Ebene der Hierarchie, werte die ökumenischen Gesten überhaupt nicht ab, sondern bekräftige deren Notwendigkeit angesichts der dringenden Aufgabe der christlichen Einheit. Auch wenn diese Stellungnahme Congars keine äußerlich sichtbare Wirkung hatte, markiert sie m.E. die Geburt eines Bewusstseins und einer Legitimation, die über einen längeren Zeitraum in vielen Handlungen wirksam werden sollten.

Die nachkonziliare Erfahrung

Im Jahr 1965 konnte es so aussehen, als hätten „der Papst und Rom“ keine zureichenden intellektuellen Antworten auf die ökumenischen Herausforderungen. Sicherlich hat sich inzwischen das ökumenische Panorama stark verändert, auch im Bereich der Bilder.

Unter Johannes Paul II. haben die Gesten wiederum eine andere Bedeutung und Rolle als unter Johannes XXIII. und Paul VI. Hier wie auf anderen Gebieten hat das Pontifikat des Karol Wojtyła den Stil der päpstlichen Regierung nicht nur im quantitativen Sinn verändert.³⁶ Durch die Inflation der Worte und die Übernahme der Grammatik des Fernsehens werden Gegensätzlichkeiten offenbar, die die Theologen beunruhigen. Beim Volk aber, das zum zuschauenden Publikum geworden ist, ist die päpstliche Geste wichtiger als Worte. Beredte Beispiele im Bereich der interreligiösen Beziehungen sind die Begegnung in Assisi im Jahr 1986 oder der Besuch des Papstes als reumütiger Christ vor der Klagemauer in Jerusalem im Jahr 2000. Die ökumenischen Gesten sind äußerst zahlreich geworden und gehören inzwischen zum festen Programm jeder Papstreise; auch zu Beginn des Heiligen Jahres 2000 fand eine ökumenische Liturgie in St. Paul vor den Mauern statt. Diese Vielfalt bezeugt zwar ein unwiderrufliches Engagement, und der Papst hat in feierlichen Worten (in der Enzyklika *Ut unum sint*) und mit herzlichen Appellen anlässlich seiner Reisen um Hilfe und Rat gebeten, damit die Einheit verwirklicht werde; doch haben alle diese Gesten den Prozess keineswegs beschleunigt.

Aus den vielen Begegnungen mit dem Austausch von Geschenken und aus den vielen Gesten der respektvollen Geschwisterlichkeit, die der Papst aus innerer Überzeugung immer wieder setzt, zeichnet sich eine mögliche und begrenzte Gemeinschaft ab, weil die Natürlichkeit und die stetige Wiederholung dieser Gesten jene Frage verschärft, die Yves Congar unter Paul VI. stellte: Was ist die Theologie dieser Gesten? Sind sie lediglich die übertriebene Beschwörung einer Einheit, die es in Wirklichkeit nicht gibt? Bezeugen die Gesten das langsame Heranreifen oder eher die spektakuläre Verseuchung jener Sehnsucht nach der Einheit, die das Evangelium in den Herzen der Gläubigen entzündet?

Um eine weiterführende Antwort auf diese Frage geben zu können, muss zunächst erwähnt werden, dass der ökumenische Dialog und die Bedeutung von Gesten innerhalb dieses Dialogs sich verändert haben. Die Begegnungen zwischen ökumenischen Fachleuten der unterschiedlichen Kirchen - bilateral und multilateral, innerhalb und außerhalb des Weltkirchenrats - haben große Erfolge gezeitigt.³⁷ Bedeutende (wenn auch sporadische) Episoden wie das Sprechen des Glaubensbekenntnisses auf Griechisch - ohne das Filioque - durch den Papst bei der 1600. Jahresfeier des Konzils von Konstantinopel zeigen, dass auch in Rom die dicken Mauern der Trennung durchlöchert werden können. Selbst die schmerzlichsten Niederlagen - z.B. die Ablehnung von ARCIC I, oder der Brief der Glaubenskongregation an die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen mit dem Verbot, den in päpstlichen Texten häufig verwendeten Ausdruck „Schwesterkir-

chen“ zu übernehmen - werden von ganz bestimmten Konstellationen verursacht. Der recht schwache Sinn für den Kairos, der aus solchen Niederlagen spricht, vertieft die Notwendigkeit des Dialogs. Nicht einmal die Uneinigkeit unter den Kirchen über die Zulassung von Frauen zum priesterlichen Dienst, wo ganz neue Gründe erfunden wurden, um Abstand und Konflikt zu intensivieren, konnten die theologische Auseinandersetzung unterbrechen.

Nun ist es so, dass gerade dieser unzweifelhafte Erfolg die inhärente Grenze des Dialogs als Instrument offenbart: „Auf der theologischen Ebene ist jedes konsensschaffende Dokument akzeptabel, vorausgesetzt nur, dass es nicht von seinem Wesen her einen Schritt nach vorne verlange, der die jetzige Struktur der Kirche ändern könnte.“ Wenn man hier zu Recht von einer „Sackgasse“ spricht, bedeutet dies keine Leugnung der Wichtigkeit des bisherigen Prozesses.³⁸

Die Realität dieses Dialogs verleiht den Gesten eine neue Bedeutung und eine andere Rolle als jene, welche Duprey in seinem Gespräch mit Congar in den Anfängen des katholischen Ökumenismus vorgeschlagen hatte. Damals war die Geste besser geeignet als der Dialog, um implizite und bisher unerforschte Ebenen der Gemeinschaft zu schaffen, während heute die geschwisterlichen Gesten der Kirchenoberhäupter die gleiche Schwachheit zeigen wie der Dialog.³⁹ Man kann alle Arten von respektvollen und geschwisterlichen Gesten setzen; man kann die kostbarsten Geschenke austauschen, die das brennende ökumenische Engagement dokumentieren; man kann sehr tiefe gemeinsame Erfahrungen machen. Die Kommunion am gemeinsamen Tisch bleibt aber weiterhin ausgeschlossen.⁴⁰

Hat also die Inflation während des Rezeptionsprozesses die Gesten der Konzilsjahre einfach entwertet?

¹ Vgl. H.E. Fey, *The Ecumenical Advance. The Story of the Ecumenical Movement*, Bd. II, London 1970; zum neuesten Stand der Dinge vgl. E. Fouilloux, *Histoires de l'écuménisme*, in: *Revue d'histoire ecclésiastique* 95 (2000) 489-503.

² E. Fouilloux, *Les catholiques et l'unité chrétienne du XIXe au XXe siècle. Itinéraires européennes d'expression française*, Paris 1982.

³ M. Velati, *Una difficile transizione. Il cattolicesimo e l'unità cristiana dagli anni Cinquanta al Vaticano II*, Bologna 1966; G. Alberigo, *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959-1965)*, 5 Bde., Mainz 1997 ff.

⁴ Vgl. S. Voicu/G. Cereti/J. Puglisi (Hg.), *Enchiridion oecumenicum*, Bologna 1986 ff.

⁵ Vgl. die Erzählung in der Edition von G.M. Croce, *Una fonte importante per la storia del Pontificato di Pio IX e del Concilio Vaticano I*, Archivum Historiae Pontificiae e Roma, 1985-1987.

⁶ Sicherlich sind Gesten auf höchster Ebene keineswegs die einzigen Gesten in der Ökumene. Die missionarische Zusammenarbeit und das gemeinsame Leiden unter dem Krieg und in der Gefangenschaft haben den Gläubigen viele Gelegenheiten zum gemeinsamen Handeln gegeben. Dies taten sie aus der Treue zum Evangelium, nicht nur weil sie die Feindlichkeit zwischen den Konfessionen ablehnten. Dieses Gemeinsame wurde im katholischen Bereich in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil vielfach erweitert, bis hin zur Praxis der Interkommunion in einigen Klöstern und anderswo. Sieht man aber vom Anekdotischen ab, lässt sich in diesem Bereich kaum eine wissenschaftliche Bibliographie erstellen.

- ⁷ G. Alberigo, *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, aaO., Bd. II, 22–25.
- ⁸ G. Alberigo, *Johannes XXIII. Leben und Wirken des Konzilspapstes*, Mainz 2000, mit Literatur.
- ⁹ Vgl. F. della Salda, *Obbedienza e pace. Il vescovo A.G. Roncalli tra Sofia e Roma (1925–1934)*, Genua 1988; A. Melloni, *Tra Istanbul, Atene e la guerra. A.G. Roncalli vicario e delegato apostolico 1935–1944*, Genua 1993.
- ¹⁰ E. Fouilloux, *Les catholiques et l'unité*, aaO.; zur Spiritualität Roncallis vgl. A. Melloni, *Il Giornale dell'Anima di Giovanni XXIII*, Mailand 2000.
- ¹¹ F. della Salda, *Obbedienza e pace*, aaO.
- ¹² G. Alberigo, *Dalla Laguna al Tevere. A.G. Roncalli da san Marco a san Pietro*, Bologna 2000.
- ¹³ V. Martano, *Athenagoras il patriarca (1886–1972). Un cristiano fra crisi della coabitazione e utopia ecumenica*, Bologna 1996, 382–383.
- ¹⁴ Vgl. V. Martano, *Athenagoras il patriarca*, aaO., 428–430.
- ¹⁵ E. Carpenter, *Archbishop Fisher: His Life and Times*, Norwich 1992, 737.
- ¹⁶ Zur Ansprache bei der Einberufung des Konzils vgl. A. Melloni, *Prodromi e preparazione del discorso d'annuncio del Vaticano II („Questa festiva ricorrenza“, 25 gennaio 1959)*, in: *Rivista di Storia e Letteratura religiosa* 28 (1992) 607–643.
- ¹⁷ G. Alberigo, *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, aaO., Bd. I; A. Melloni, *L'altra Roma. Politica e S. Sede durante il concilio Vaticano II (1959–1963)*, Bologna 2000.
- ¹⁸ P. Duprey, *Les gestes oecuméniques de Paul VI*, in: *Proche Orient Chrétien* 48 (1978) 145–167.
- ¹⁹ V. Martano, *Athenagoras il patriarca*, aaO., 472.
- ²⁰ P. Kizeridis, *Il dialogo tra le chiese cattolica romana e ortodossa dal 1920 all'abolizione delle scomuniche*, Rom 1966, 81–83.
- ²¹ Während des Gesprächs blieb ein Mikrofon „aus Versehen“ eingeschaltet. Transskription: Antoine Wenger, *Les trois Rome*, Paris 1991, 141–150.
- ²² V. Martano, *Athenagoras il patriarca*, aaO., 473–474.
- ²³ O. Chadwick, *Michael Ramsey: A Life*, Oxford 1991, 314–322.
- ²⁴ Vgl. A. Paravicini Bagliani, *Il trono di Pietro. L'universalità del papato da Alessandro III a Bonifacio VIII*, Rom 1996.
- ²⁵ Am Tag darauf trugen Montini und Ramsey diese Insignien beim gemeinsamen Gebet in St. Paul vor den Mauern.
- ²⁶ *Insegnamenti di Paolo VI*, Rom 1977, Bd. XIII, 1516.
- ²⁷ Vgl. z.B. die aufschlussreiche Analyse von A. Maffei, *Giustificazione*, Brescia 1998.
- ²⁸ A. Vauchez (Hg.), *Cardinal Yves Congar (1904–1995)*, Paris 1999, 117–165.
- ²⁹ Y. Congar, *Mon Journal du Concile*, Handschrift in den Archiven von Le Saulchoir (Paris) und der Fondazione per le scienze religiose (Bologna), 10. Juli 1963.
- ³⁰ Vgl. N. Vian (Hg.), *Anni e opere di Paolo VI*, Rom 1978.
- ³¹ Y. Congar, *Mon Journal*, aaO., 4. Juni 1964.
- ³² G. Alberigo, *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, aaO., Bd. IV.
- ³³ Y. Congar, *Mon Journal*, aaO., 19. November 1964.
- ³⁴ Y. Congar, *Mon Journal*, aaO., 14. September 1965.
- ³⁵ Duprey vertieft diese These aus einer neuen Perspektive in *Les gestes oecuméniques*, aaO.
- ³⁶ Zur Häufigkeit der Gesten in seinem Pontifikat vgl. G. Alberigo, *Jean Paul II. Dix ans de pontificat*, in: *Etudes* 368/5 (1988) 669–681.

³⁷ In ähnlicher Weise sind die bilateralen und multilateralen zwischenstaatlichen Kontakte, innerhalb und außerhalb der großen internationalen Organisationen, einfacher – aber auch weniger bedeutsam – geworden: vgl. E. di Nolfo, *Storia delle relazioni internazionali*, Rom und Bari 1994.

³⁸ Vgl. G. Ruggieri, *Il vicolo cieco dell'ecumenismo. A proposito di alcune pubblicazioni recenti*, in: *Cristianesimo nella storia* 9 (1988) 563–615; zu diesem Übergang vgl. M. Velati, *Una difficile transizione. Il cattolicesimo romano tra unionismo ed ecumenismo (1952–1964)*, Bologna 1996.

³⁹ Die Geste, genau so wie der Dialog, bedeutet eine Herausforderung für die Institution. Das Papsttum hat Gesten setzen können, ohne auf die Bedenken derjenigen zu hören, die nach der Theologie solcher Gesten fragten. Hinter den Gesten vermuteten sie einen großen Hohlraum, der plötzlich durch die Sehnsucht nach der Einheit gefüllt worden war. Trotzdem fällt es dem Papst noch immer nicht leicht, Gesten zu ermutigen und aufzugreifen, die aus dem konkreten Leben der Gemeinden geboren werden. In solchen Fällen ist es gerade der Papst, der fragt, welche Theologie denn solche Gesten inspiriere ...

⁴⁰ Zur Verzögerung bezüglich der Aussicht auf den „gemeinsamen Kelch“, vgl. V. Martano, *Athenagoras il patriarca*, aaO., 512–516.

Aus dem Italienischen übersetzt von Brian McNeil

Das Petrusamt als Dienst an den „pilgernden“ Kirchen

Giuseppe Alberigo

I. Der kirchliche Kontext

Nach Einschätzung vieler vollzieht sich in den christlichen Kirchen gegenwärtig eine Veränderung von großer Tragweite, wenn auch mit noch ungewissen Konturen. Darin schreibt sich auch die Krise der Glaubwürdigkeit, des Ansehens und der Identität des römischen Papstamtes ein.

Das hervorstechende Merkmal dieser komplexen Veränderung besteht in der Anstrengung der Kirchen, ihre eigene Treue zum Evangelium neu zu gestalten. Sie soll sich mittels einer Erneuerung des inneren Lebens und einer glaubwürdigen Präsenz unter den Menschen verwirklichen. Am Anfang dieser Anstrengungen steht der Impuls des II. Vaticanums und der gesamten ökumenischen Bewegung zur Befreiung der Kirche aus den im Laufe der Geschichte eingefahrenen Schwerfälligkeiten des römischen Rechts. Die Aussicht auf eine Neuorientierung des Papstamtes kann sich jedoch nur vom Inneren der Kirche aus und im Rahmen des Entstehens eines neuen Kirchenbildes ergeben. Die